

Nr. 172. Bromberg, den 31. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(10. Fortsetzung.)

„Guten Morgen, Jenny . . . Wie geruht?“

„Doch nur passabel. Dieser furchtbare Vogelsang hat wie ein Alp auf mir gelegen.“

„Ich würde gerade diese bildersprachliche Wendung doch zu vermeiden suchen. Aber wie du darüber denkst . . . Im übrigen, wollen wir das Frühstück nicht lieber draußen nehmen?“

Und der Diener, nachdem Jenny zugestimmt und ihrerseits auf den Knopf der Klingel gedrückt hatte, erschien wieder, um das Tablett auf einen der kleinen, in der Veranda stehenden Tische hinauszutragen.

„Es ist gut, Friedrich“, sagte Treibel und schob jetzt höchst eigenhändig eine Fußbank heran, um es dadurch zunächst seiner Frau, zugleich aber auch sich selber nach Möglichkeit bequem zu machen. Denn Jenny bedurfte solcher Huldigungen, um bei guter Laune zu bleiben.

Diese Wirkung blieb denn auch heute nicht aus. Sie lächelte, rückte die Zuckerschale näher zu sich heran und sagte, während sie die gepflegte weiße Hand über den großen Blockstücken hielt: „Eins oder zwei?“

„Zwei, Jenny, wenn ich bitten darf. Ich sehe nicht ein, warum ich, der ich zur Runkelrübe, Gott sei Dank, keine Beziehungen unterhalte, die billigen Zuckerzeiten nicht fröhlich mitmachen soll.“

Jenny war einverstanden, tat den Zucker ein und schob gleich danach die kleine, genau bis an den Goldstreifen gefüllte Tasse dem Gemahl mit dem Bemerken zu: „Du hast die Zeitungen schon durchgesehen? Wie steht es mit Gladstone?“

Treibel lachte mit ganz ungewöhnlicher Herzlichkeit. „Wenn es dir recht ist, Jenny, bleiben wir vorläufig noch diesseits des Kanals, sagen wir in Hamburg oder doch in der Welt des Hamburgischen, und transponieren uns die Frage nach Gladstones Befinden in eine Frage nach unserer Schwiegertochter Helene. Sie war offenbar verstimmt, und ich schwanke nur noch, was in ihren Augen die Schuld trug. War es, daß sie selber nicht gut genug plaziert war, oder war es, daß wir Mr. Nelson, ihren uns gütigst überlassenen oder, um es berlinisch zu sagen, ihren uns aufgebuckelten Ehrengast, so ganz einfach zwischen die Honig und Corinna gesetzt hatten?“

„Du hast eben gelacht, Treibel, weil ich nach Gladstone fragte, was du nicht hättest tun sollen, denn wir Frauen dürfen so was fragen, wenn wir auch was ganz anderes meinen; aber ihr Männer dürft uns das nicht nachmachen wollen. Schon deshalb nicht, weil es euch nicht glückt oder doch jedenfalls noch weniger als uns. Denn so viel ist doch gewiß und kann dir nicht entgangen sein, ich habe niemals einen entzückteren Menschen gesehen als den guten Nelson; also wird Helene wohl nichts dagegen gehabt haben, daß wir ihren Protegé gerade so plazierten, wie geschehen. Und wenn das auch eine ewige Eifersucht ist zwischen ihr und Corinna, die sich, ihrer Meinung nach, zuviel herausnimmt und . . .“

„ . . Und unweiblich ist und unhamburgisch, was nach ihrer Meinung so ziemlich zusammenfällt . . .“

„ . . So wird sie's ihr gestern“, fuhr Jenny, der Unterbrechung nicht achtend, fort, „wohl zum erstenmal verziehen haben, weil es ihr selber zugute kam oder ihrer Gastlichkeit, von der sie persönlich freilich so mangelhafte Proben gegeben hat. Nein, Treibel, nichts von der Verstimmung über Mr. Nelsons Platz. Helene schmollt mit uns beiden, weil wir alle Anspielungen nicht verstehen wollen und ihre Schwester Hildegard noch immer nicht eingeladen haben. Übrigens ist Hildegard ein lächerlicher Name für eine Hamburgerin. Hildegard heißt man in einem Schlosse mit Ahnenbildern oder wo eine weiße Frau spukt. Helene schmollt mit uns, weil wir hinsichtlich Hildegards so schwerhörig sind.“

„Worin sie recht hat.“

„Und ich finde, daß sie darin unrecht hat. Es ist eine Anmaßung, die an Insolenz grenzt. Was soll das heißen? Sind wir in einem fort dazu da, dem Holzhof und seinen Angehörigen Honneurs zu machen? Sind wir dazu da, Helenens und ihrer Eltern Pläne zu begünstigen? Wenn unsre Frau Schwiegertochter durchaus die gastliche Schwester spielen will, so kann sie Hildegard ja jeden Tag von Hamburg her verschreiben und das verwöhnte Püppchen entscheiden lassen, ob die Alster bei Uhlenhorst oder die Spree bei Treptow schöner ist. Aber was geht uns das alles an? Otto hat seinen Holzhof so gut wie du deinen Fabrikhof, und seine Villa finden viele Leute hübscher als die unsere, was auch zutrifft. Unsere ist beinah altmodisch und jedenfalls viel zu klein, so daß ich oft nicht aus noch ein weiß. Es bleibt dabei, mir fehlen wenigstens zwei Zimmer. Ich mag davon nicht viel Worte machen, aber wie kommen wir dazu, Hildegard einzuladen, als ob uns daran läge, die Beziehungen der beiden Häuser aufs eifrigste zu pflegen, und wie wenn wir nichts sehnlicher wünschten, als noch mehr Hamburger Blut in die Familie zu bringen . . .“

„Aber Jenny . . .“

„Nichts von „aber“, Treibel. Von solchen Sachen versteht ihr nichts, weil ihr kein Auge dafür habt. Ich sage dir, auf solche Pläne läuft es hinaus, und deshalb sollen wir die Einladenden sein. Wenn Helene Hildegarden einlädt, so bedeutet das so wenig, daß es nicht einmal die Trinkgelder wert ist und die neuen Toiletten nun schon gewiß nicht. Was hat es für eine Bedeutung, wenn sich zwei Schwestern wiedersehen? Gar keine, sie passen nicht mal zusammen und schrauben sich beständig; aber wenn *wir* Hildegard einladen, so heißt das, die Treibels sind unendlich entzückt über ihre erste Hamburger Schwiegertochter und würden es für ein Glück und eine Ehre ansehen, wenn sich das Glück erneuern und verdoppeln und Fräulein Hildegard Munk Frau Leopold Treibel werden wollte. Ja, Freund, darauf läuft es hinaus. Es ist eine abgekartete Sache. Leopold soll Hildegard oder eigentlich Hildegard soll Leopold heiraten; denn Leopold ist bloß passiv und hat zu gehorchen. Das ist das, was Helene will, und was unser armer Otto, der, Gott weiß es, nicht viel sagen darf, schließlich auch wird wollen müssen. Und weil wir zögern und mit der Einladung nicht recht herauswollen, deshalb schmollt und grollt Helene mit uns und spielt die Zurückhaltende und Gekränkte und gibt die Rolle nicht ein-

mal auf an einem Tage, wo ich ihr einen großen Gefallen getan und ihr den Mr. Nelson hierher eingeladen habe, bloß damit ihr die Plättbolzen nicht kalt werden."

Treibel lehnte sich weiter zurück in den Stuhl und blies kunstvoll einen kleinen Ring in die Luft. „Ich glaube nicht, daß du recht hast. Aber wenn du recht hättest, was täte es? Otto lebt seit acht Jahren in einer glücklichen Ehe mit Helenen, was auch nur natürlich ist; ich kann mich nicht entsinnen, daß irgendwer aus meiner Bekanntschaft mit einer Hamburgerin in einer unglücklichen Ehe gelebt hätte. Sie sind alle so zweifelsohne, haben innerlich und äußerlich so was ungewöhnlich Gewaschenes und bezeugen in allem, was sie tun und nicht tun, die Richtigkeit der Lehre vom Einfluß der guten Kinderstube. Man hat sich ihrer nie zu schämen, und ihrem zwar bestrittenen, aber im stillen immer gehegten Herzenswunsche, „für eine Engländerin gehalten zu werden", diesem Ideale kommen sie meistens sehr nah. Indessen das mag auf sich beruhen. So viel steht jedenfalls fest, und ich muß es wiederholen, Helene Munk hat unsern Otto glücklich gemacht, und es ist mir höchst wahrscheinlich, daß Hildegard Munk unsern Leopold auch glücklich machen würde, ja noch glücklicher. Und wär auch keine Hexerei, denn einen besseren Menschen als unsern Leopold gibt es eigentlich überhaupt nicht; er ist schon beinah eine Suse . . ."

„Beinah?" sagte Jenny. „Du kannst ihn dreist für voll nehmen. Ich weiß nicht, wo beide Jungen diese Milchsuppenwirtschaft herhaben. Zwei geborene Berliner, und sind eigentlich, wie wenn sie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen. Sie haben doch beide was Schläfriges, und ich weiß wirklich nicht, Treibel, auf wen ich es schieben soll . . ."

„Auf mich, Jenny, natürlich auf mich . . ."

„Und wenn ich auch sehr wohl weiß," fuhr Jenny fort, „wie nutzlos es ist, sich über diese Dinge den Kopf zu zerbrechen, und leider auch weiß, daß sich solche Charaktere nicht ändern lassen, so weiß ich doch auch, daß man die Pflicht hat, da zu helfen, wo noch geholfen werden kann. Bei Otto haben wir's versäumt und haben zu seiner eigenen Temperamentlosigkeit diese temperamentlose Helene hinzugetan, und was dabei herauskommt, das siehst du nun an Lizzi, die doch die größte Puppe ist, die man nur sehen kann. Ich glaube, Helene wird sie noch, auf Vorderzähne-Zeigen hin, englisch abrichten. Nun, meinetwegen. Aber ich bekenne dir, Treibel, daß ich an e i n e r solchen Schwiegertochter und e i n e r solchen Enkelin gerade genug habe, und daß ich den armen Jungen, den Leopold, etwas passender als in der Familie Munk unterbringen möchte."

„Du möchtest einen forschen Menschen aus ihm machen, einen Kavalier, einen Sportsmann . . ."

„Nein, einen forschen Menschen nicht, aber einen Menschen überhaupt. Zum Menschen gehört Leidenschaft, und wenn er eine Leidenschaft fassen könnte, sieh, das wäre was, das würd ihn rausreißen, und so sehr ich allen Skandal hasse, ich könnte mich beinah freuen, wenn's irgend so was gäbe, natürlich nichts Schlimmes, aber doch wenigstens was Apartes."

„Male den Teufel nicht an die Wand, Jenny. Daß er sich aufs Entführen einläßt, ist mir, ich weiß nicht, soll ich sagen leider oder glücklicherweise, nicht sehr wahrscheinlich; aber man hat Exempel von Beispielen, daß Personen, die zum Entführen durchaus nicht das Zeug hatten, gleichsam, wie zur Strafe dafür, entführt w u r d e n. Es gibt ganz verflixte Weiber, und Leopold ist gerade schwach genug, um vielleicht einmal in den Sattel einer armen und etwas emanzipierten Edeldame, die natürlich auch Schmidt heißen kann, hineingehoben und über die Grenze geführt zu werden . . ."

„Ich glaube es nicht," sagte die Kommerzienrätin, „er ist leider auch dafür zu stumpf." Und sie war von der Ungefährlichkeit der Gesamtlage so fest überzeugt, daß sie nicht einmal der vielleicht bloß zufällig, aber vielleicht auch absichtlich gesprochene Name „Schmidt" stutzig gemacht hatte. „Schmidt", das war nur so herkömmlich hingeworfen, weiter nichts, und in einem halb übermütigen Jugendanfluge gefiel sich die Rätin sogar in stiller Ausmalung einer Eskapade: Leopold, mit aufgesetztem Schnurrbart, auf dem Wege nach Italien und mit ihm eine Freiin aus einer pommerschen oder schlesischen Verwogenheitsfamilie, die Reiherfeder am Hut und den schottisch karierten Mantel über den etwas fröstelnden Liebhaber ausgebreitet. All das stand vor ihr, und beinah traurig sagte sie zu sich selbst: „Der arme Junge. Ja, wenn er dazu das Zeug hätte!"

Es war um die neunte Stunde, daß die alten Treibels dies Gespräch führten, ohne jede Vorstellung davon, daß um eben diese Zeit auch die auf ihrer Veranda das Frühstück nehmenden jungen Treibels der Gesellschaft vom Tage vorher gedachten. Helene sah sehr hübsch aus, wozu nicht nur die kleidsame Morgentoilette, sondern auch eine gewisse Belebtheit in ihren sonst matten und beinah vergißmeinnichtblauen Augen ein Erhebliches beitrug. Es war ganz ersichtlich, daß sie bis auf diese Minute mit ganz besonderem Eifer auf den halb verlegen vor sich hinsehenden Otto eingepredigt haben mußte; ja wenn nicht alles täuschte, wollte sie mit diesem Ansturm eben fortfahren, als das Erscheinen Lizzis und ihrer Erzieherin, Fräulein Wulsten, dies Vorhaben unterbrach.

Lizzi, trotz früher Stunde, war schon in vollem Staat. Das etwas gewellte Haar des Kindes hing bis auf die Hüften herab; im übrigen aber war alles weiß, das Kleid, die hohen Strümpfe, der Überfallkragen, und nur um die Taille herum, wenn sich von einer solchen sprechen ließ, zog sich eine breite rote Schärpe, die von Helenen nie „rote Schärpe", sondern immer nur „pink-coloured-scarf" genannt wurde. Die Kleine, wie sie sich da präsentierte, hätte sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter gestellt werden können, so sehr war sie der Ausdruck von Weißzeug mit einem roten Bändchen drum. Lizzi galt im ganzen Kreise der Bekannten als Musterkind, was das Herz Helenens einerseits mit Dank gegen Gott, andererseits aber auch mit Dank gegen Hamburg erfüllte, denn zu den Gaben der Natur, die der Himmel hier so sichtlich verliehen, war auch noch eine Mustererziehung hinzugekommen, wie sie eben nur die Hamburger Tradition geben konnte. Diese Mustererziehung hatte gleich mit dem ersten Lebenstage des Kindes begonnen. Helene, „weil es unschön sei" — was übrigens von seiten des damals noch um sieben Jahre jüngeren Krola bestritten wurde — war nicht zum Selbstnähren zu bewegen gewesen, und da bei den nun folgenden Verhandlungen eine seitens des alten Kommerzienrats in Vorschlag gebrachte Spreewälderamme mit dem Bemerken, „es gehe bekanntlich so viel davon auf das unschuldige Kind über", abgelehnt worden war, war man zu dem einzig verbleibenden Auskunftsmittel übergegangen. Eine verheiratete, von dem Geistlichen der Thomasgemeinde warm empfohlene Frau hatte das Aufpäppeln mit großer Gewissenhaftigkeit und mit der Uhr in der Hand übernommen, wobei Lizzi so gut gediehen war, daß sich eine Zeitlang sogar kleine Grübchen auf der Schulter gezeigt hatten. Alles normal und beinah über das Normale hinaus. Unser alter Kommerzienrat hatte denn auch der Sache nie so recht getraut, und erst um ein Erhebliches später, als sich Lizzi mit einem Trennmesser in den Finger geschnitten hatte (das Kindermädchen war dafür entlassen worden), hatte Treibel beruhigt ausgerufen: „Gott sei Dank, soviel ich sehen kann, es ist wirkliches Blut."

Ordnungsmäßig hatte Lizzis Leben begonnen, und ordnungsmäßig war es fortgesetzt worden. Die Wäsche, die sie trug, führte durch den Monat hin die genau korrespondierende Tageszahl, so daß man ihr, wie der Großvater sagte, das jedesmalige Datum vom Strumpf lesen konnte. „Heut ist der Zehnte." Der Puppenkleiderschrank war an den Riegeln numeriert, und als es geschah (und dieser schreckliche Tag lag noch nicht lange zurück), daß Lizzi, die sonst die Sorglichkeit selbst war, in ihrer, mit allerlei Kästen ausstaffierten Puppenküche Grieß in den Kasten getan hatte, der doch ganz deutlich die Aufschrift „Linsen" trug, hatte Helene Veranlassung genommen, ihrem Liebling die Tragweite solchen Fehlgriffes auseinanderzusetzen. „Das ist nichts Gleichgültiges, liebe Lizzi. Wer Großes hüten will, muß auch das Kleine zu hüten verstehen. Bedenke, wenn du ein Brüderchen hättest, und das Brüderchen wäre vielleicht schwach, und du willst es mit Eau de Cologne bespritzen, und du bespritzest es mit Eau de Javelle, ja, meine Lizzi, so kann dein Brüderchen blind werden, oder wenn es ins Blut geht, kann es sterben. Und doch wäre es noch eher zu entschuldigen, denn beides ist weiß und sieht aus wie Wasser; aber Grieß und Linsen, meine liebe Lizzi, das ist doch ein starkes Stück von Unaufmerksamkeit oder, was noch schlimmer wäre, von Gleichgültigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(3. Fortsetzung.) ——

Die Modebilder um sie herum erreichen aber, daß diese Tränen sich wieder verkriechen und nur die weichen Lippen der Frau haltlos entgegenzittern, die sie so sorgsam füttert. Welch herrlichen Mund hat das Mädchen! denkt Lissie Seitz. Gipsy hat einen breiten, schmallippigen Mund, der sich oft in Aufwallung allzu fest schließt. Dieser Mund kann nicht übersehen werden, er ist unbeschreibliche Lockung, muß Leute, die Augen im Kopf haben, hinreißen. Auf diesen Mund wird sie achtgeben müssen, wenn er eines Tages sich nicht mehr in Weinen verzerrt . . .

„Jetzt fahren wir langsam hinaus an die Elbe. Und Sie werden zum erstenmal die Schiffe sehen, die aus der ganzen Welt kommen und hier ihren Hafen finden, um wieder hinauszufahren. Unermüdlich. Hafen: Mündung eines ganzen Landes. Stadt am Fluß. — Nun, Sie werden selbst sehen."

Sie steht nach diesen abrupten Worten auf und geht voran durch das lebendige Modejournal hinaus an den Wagen.

„Ich habe Gipsy getroffen in Hannover", sagt Gretchen, während sie an ruhigen alten Stadtwällen entlang dem Hafen zufahren.

Frau Lissie nickt. Ja, das war verabredet. „Erkanntet ihr euch?"

„Gipsy erkennt mich. Ich hätte mich nicht erinnert. Als ich Gipsy zuletzt sah, waren wir beide acht Jahre alt."

„Ja, und ihr sammeltet Tannenzapfen in Friedrichroda. Das war damals, als mein Mann sich nach dem Krieg im Thüringer Wald erholen mußte. — Nein, so sieht Gipsy nicht mehr aus." Frau Seitz lächelt. Aber sie lächelt nicht über das Kind Gipsy. Sie lächelt, weil sie an die Wochen mit Markus im schwarzgrünen Schatten der Thüringer Tannen denkt. Zuerst sprach er keine zehn Worte am Tag. Dann kam der Ausbruch, mitten in der Nacht: Stöhnen der Verwundeten, Waten im Blut des Lazaretts, Sterben. Alles löste sich von seiner Seele und er schüttete es vor sie hin. Und sie weinte vor Glück. Und dann öffnete sich sein Herz weit dem Frieden der alten deutschen Tannenwälder . . .

Sie fahren schweigend an den Kanonen und dem grüngewordenen Adler der Palmaille vorbei, die breiten Straßen werden immer stiller, sie sind auf der Elbchaussee. Altona, die Stadt der Gärten, umgibt sie mit den Riesenkronen seiner alten Parkbäume, die im Verglühen des Sommers leuchten.

Gretchen quält ein häßlicher Gedanke: wenn Gipsy nun von ihrer Beichte zu ihren Eltern in Sandershausen sprechen würde? Von ihrem Entschluß, Wolfgang Hessel trotz der Trennung nicht aufzugeben? Und von dem Geheimsten, was sie niemals einem so fremden Menschen wie Gipsy Seitz hätte anvertrauen dürfen, wenn sie nicht so haltlos in den ersten Trennungsstunden gewesen wäre und so gebannt von Gipsys scharfen, fragenden Augen: von Wolfs düsteren Gedanken, sich das Leben zu nehmen, das ihm alles verwehrt, Studium, Geliebte — sein ganzes zielloses, von Schulden verdüstertes Dasein!

Wird Gipsy zu ihm gehen? Sie kennt ja Gipsy gar nicht . . .

Sie wird aus ihrem Grübeln aufgeschreckt von einem hellen Ruf. Der Wagen hält mit einem Ruck. Die „Empress of Scotland"! Stehen Sie auf schnell! Dort zwischen den Bäumen!"

Zwischen den Kulissen uralter Eichen schwebt etwas Wunderbares, eine langgestreckte Form, ein Bug von schneidender Schärfe, eine weiße Linie läuft an dem ganzen Schiffsrumpf entlang, auf der schwarzen Wandung lohen rote Reflexe von der früh untergehenden Sonne, die an der Elbmündung in einem Fanal aufbrennender Wolken versinkt.

Das wunderbare Schiff zieht ruhig und schnell seine Spur durch die kleinen unruhigen Wellen des windgepeitschten Flusses, eine Dampfwolke schießt aus einem kleinen Rohr neben dem einen gewaltigen Schornstein und eine Sekunde später hören sie die mächtige Stimme aufbrüllen.

„Er ruft die Schlepper", sagt Frau Lissie. Ihre Augen blitzen, und sie folgt hochaufgereckt mit den Blicken dem Dampfer, bis er hinter den Bäumen verschwindet.

„Sie werden die Stimmen aus aller Welt bis in Ihre Träume hinein hören, Margarete. Die Schiffe fahren Tag und Nacht."

Das junge Mädchen sieht die jugendlich strahlende Frau an, ihre Begeisterung, ihre raschen Bewegungen, und sie faßt Mut zu ihrer ersten Bitte: „Gnädige Frau, wollen Sie mich bitte — wollen Sie die Freundlichkeit haben, mich „Gretchen" zu nennen? Der andere Name ist mir so fremd."

Lissie Seitz zuckt mit den schmalen gescheiten Lippen, denselben Lippen, die auch Gipsy hat. „Meinetwegen. Wenn Sie es wünschen. Aber ich glaube nicht, daß Sie alles aus Ihren bisherigen Gewohnheiten so unbedingt übertragen sollten, Fräulein Gretchen. Sie haben eine kleine Tür hinter sich zugemacht. Und schauen jetzt in anderer Richtung. — Aber ich will das Tempo nicht bestimmen, das Sie anschlagen sollen. Sie werden es eines Tages ohne mich finden."

Sie setzt sich wieder auf ihren Platz. „Übrigens noch eine Kleinigkeit: ich bin für Sie Frau Seitz. Ich liebe unter Hausgenossen nicht die Überbleibsel einer Zeit mit Reifrock und Allongeperücke."

Sie nickt kurz und freundlich, und Gretchen ist auf einmal nicht erleichtert, daß ihr Wunsch erfüllt wurde.

Es braust um sie, nicht nur der Wind von der Elbmündung, der unten die Wellen um das schöne Schiff kräuselte, auch der geistige, kühle, rasche Atem der Weltstadt hat sie zum erstenmal angeweht.

Als sie den Wagen durch eine bergab sich schlängelnde, fast süddeutsch anmutende Serpentinenstraße in Blankenese herunterbremsen und vor einem Tor halten, von dem man über eine Holzbrücke in die Haustür hineingehen muß, weil der Garten schon wieder einige Meter tiefer am Berg liegt, da ist sie nicht mehr aufnahmefähig, um das fremdartige Haus überhaupt mit Bewußtsein zu sehen. Sie geht über die schwarzweißen Fliesen der Halle, ein auch schwarz und weiß gekleidetes Mädchen mit einem Häubchen auf hellem Friesenhaar meldet, daß der Herr Professor bereits im Elbzimmer warte, und sie ist sehr froh, daß sie vor dem Abendessen in ein halbrundes, zitronengelb gekacheltes Badezimmer gehen darf, wo drei Stufen mit einem Messinggitter in die mattgrüne Wanne hinunterführen. Hier kann sie sich zum erstenmal besinnen.

Sie sitzt in dem lauen Wasser, und ihre Augenlider werden schwer. Zu Hause hat man nur vor dem Zubettgehen gebadet, die Zeit wurde praktisch aufgeteilt in die Familie, denn der Badeofen war schwer zu heizen und die Ofenglut mußte ausgenutzt werden, darauf hielt die Mutter.

Jetzt soll sie nach dem Bad gewissermaßen den Tag noch einmal anfangen: diesen Tag, der mit Verzweiflung und Tränen anfing und mit Verwirrung zu schließen scheint. Und in das erwärmte Elbwasser fallen nun die lange zurückgedämmten Tränen, verschwinden darin und lassen keine Spur zurück.

Als sie ihr von erwärmten Tüchern getrocknetes Gesicht in dem großen Spiegel neben dem Fenster betrachtet, ist es rosig überhaucht, und der Mund ist so blühend durchblutet, daß sie vor dem offenbaren Bild der Gesundheit und des Wohlbehagens erschrickt, das ihr entgegensieht.

Hat sie nicht noch vor einigen Stunden um Wolf geweint, ungeachtet der Leute, die im Abteil saßen? Es waren ja zwar nur zwei ältere Damen, denn es war ein Frauenabteil, sie begünstigten den fassungslosen Schmerz durch ihre keinen Zwang auferlegende Gegenwart aber trotzdem! Sie hat geweint — und jetzt blüht ihr ein neugieriges, erfrischtes junges Gesicht entgegen. Neugierig auf den Professor, den Mann dieser unwahrscheinlich jungen Frau, neugierig auf die Räume des Hauses, neugierig überhaupt. So neugierig, wie ein junger Mensch nur sein kann, der gesund

und zum erstenmal auf einem neuen, nicht von Sorgen diktierten Weg ist.

Wenn man ihr nur noch Zeit lassen wird, um an Wolf zu schreiben! Sie hat es ihm versprochen, sie will ihm jeden Tag schreiben! Wie anders könnte er sonst leben? Verlassen, wie er ist?

Es fällt ihr nicht auf, daß sie selbst keinerlei Bedenken hat, wie sie denn leben wird ohne ihn. Dazu hat sie jetzt keine Zeit.

Ein Gong schallt durchs Haus. Es klingt wie ein Tempelton, jedenfalls hat sie einmal von den Gongs eines Tempels etwas gelesen in einem indischen Roman, und es gefällt ihr, daß nun ein solcher romantischer Ton durch das Haus nach ihr ruft. Mit kindlicher Hast kleidet sie sich an, und als sie vor Professor Seitz steht, hebt sie ein so liebliches, frisches Gesicht zu ihm auf, daß Frau Lissie befriedigt nickend ihr Präsidium an dem runden Tisch einnimmt, der vor die geöffnete breite Gartentür geschoben worden ist. Markus mag keine weinerlichen Leute leiden.

Und während tief unten die Elbe lautlos vorbeizieht, breit und geduldig, auf ihrem Rücken unzählige Schiffe jeder Art und Größe, wagt Gretchen Lemme immer wieder einen heimlichen Blick in das bartlose, eigentümliche Gesicht des Professors, der schweren alten Bordeaux in ihr Glas gießt und von ihrem Vater als einem „guten, verrückten Huhn" und „dem alten Romantiker an der Lahn" spricht, und Marburg, ihren Vater, den sie nicht wiedererkennt aus seinen Erzählungen, medizinische Begriffe und Hamburg wie lauter geschliffene Würfel durcheinanderwirft.

Dazwischen lacht Frau Lissie, amüsiert und sehr jung, und nach dem zweiten Glas des schweren französischen Weins kommt es Gretchen vor, als ob nicht Frau Seitz, sondern Gipsy ihr gegenübersäße, denn Mutter und Tochter tragen beide dieselbe Frisur, über den Brauen glatt geschnittenes, dem Kopf wie eine schwarze Seidenkappe angeschmiegtes, bläulich schimmerndes Haar.

Aber sie muß trotz dieser Verwechslung keine ganz unpassenden Dinge zu ihren neuen Pflegeeltern gesagt haben, denn beide schütteln ihr sehr kräftig die Hand, als sie ihnen Gute Nacht wünscht.

Ganz wie einem Kameraden, denkt Gretchen, ehe sie etwas mühevoll ihr Bett findet und in einen kaleidoskopischen Traum hinübergleitet.

3. Kapitel.

Frau Lemme steht hinter der Gardine. Sie hört unten die kleine Verbindungstür knarren, durch die ihr Mann von der Apotheke ins Treppenhaus kommt, und kann seinen Aufstieg verfolgen. Jetzt ist er im ersten Stock bei Kries. Das junge Frauchen läßt sich garnicht mehr sehen. Wenn sie, Lemmes, ihr nicht den hofartigen, von alten Kastanien überschatteten Garten hinter der Apotheke zur Verfügung gestellt hätten, würde Elisa Kries nichts als Stubenluft atmen. Denn sie traut sich nicht mehr auf die Straße. Um Weihnachten herum wird das Kindchen da sein . . .

Jetzt schließt Vater die Wohnungstür auf. Und von Gipsy ist noch nichts zu sehen. Von zehn Uhr an ist sie jetzt auf dem Tennisplatz. Sie hat einen wahren Hottentottenschrei ausgestoßen, als sie erfahren hat, daß der Tennisplatz hinter dem Hofgarten solange geöffnet ist, bis das Rieselwasser für die Eisbahn ihn verwandelt. Und nun rennt sie jeden Morgen, wenn sie ihr Stübchen in Ordnung gebracht hat, mit Schläger und Bällen los. Gretchen hat sich nie dafür interessiert, obgleich Tennis doch ein Spiel der besseren Kreise ist, nicht zu vergleichen mit diesen schrecklichen, wilden Fußball- und Laufspielen mit nackten Knien und Gebrüll . . .

Frau Lemme wiegt den Kopf. Gerechtigkeitsgefühl kämpft in ihr mit Abwehr gegen das Hamburger Kind, das ihr nicht vertraut werden will. Gipsy tut nichts, das zu wirklichen Vorwürfen berechtigen könnte; sie hält ihr Zimmer in Ordnung, kommt auf die Minute zu den Mahlzeiten und sonstigen Verabredungen, läßt es an keiner Höflichkeit fehlen. Nur der Ton dieses jungen Mädchens ist so eigenartig. Frau Lemme ist in den acht Tagen, seit Gipsy in ihrem Hause ist, schon ein bißchen nervös geworden.

Man weiß nie, was das schreckliche Mädchen in der nächsten Minute sagen wird. Bei Gretchen konnte sie in dieser Beziehung ruhig aus dem Zimmer gehen, wenn zum Beispiel Frau Postdirektor Heinrich ihren Sonntags-Nachmittagsbesuch machte. Es wäre nicht denkbar gewesen, daß Gretchen in ihrer Abwesenheit der alten, mit den Hofkreisen von Sandershausen verschwisterten Dame einen Vortrag über Fürsorge für uneheliche Mütter halten würde, wie Gipsy es vor zwei Tagen getan hat.

Sie ist in tödliche Verlegenheit geraten, als sie das versteinerte Gesicht der Frau Postdirektor über dem zarten Fichu ihres Besuchsmantels aufragen sah. Aber Gipsy hat nichts davon bemerkt. Sie hat ihren jungenhaften, großen Mund nur um so eifriger in Bewegung gesetzt, und ihre Stirn hat sich gerunzelt wie in schwerer Arbeit und Besorgnis. Man mußte meinen, nichts auf der Welt nähme sie so in Anspruch wie Wochengelder und Stillprämien. Sie hat ihre Augen weit aufgerissen, als Frau Lemme beschwörend in eine Atempause hineingerufen hat, daß das Kind als Tochter eines Arztes mit diesen schwierigen und dunklen Gebieten des menschlichen Lebens ausnahmsweise vertraut sei — und es ist nur gelungen, eine wer weiß wie wunderliche Antwort Gipsys hierauf zu unterdrücken, indem man schroff das Thema wechselte und hineingeriet in das Fahrwasser, in dem die frühere Hofdame wohlig plätschernd den Affront, von einem Backfisch über soziale Fragen belehrt zu werden, vergaß: die Leseabende, die das Fräulein von Merkritz allwöchentlich im Hause ihrer Exzellenz der Gräfin Hahlen hielt, und die weniger Beschäftigung mit der alten und neuen Literatur bedeuteten als einen Zusammenschluß der adligen und Honoratioren-Kreise der alten Residenz, die sich noch immer gegen Umsturz und Erneuerung verzweifelt wehrt.

(Fortsetzung folgt)



Bunte Chronik



* **Das beste Heilmittel.** Als in Leiden im Jahre 1788 der berühmte Arzt Hermann Boerhaave gestorben war und man zur Versteigerung seines Nachlasses schritt, fand sich darunter auch ein stark versiegeltes Buch, das die Aufschrift trug: „Die einzigsten und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst." Man stritt sich förmlich um dieses geheimnisvolle Buch, das endlich mit 10 000 Gulden erstanden wurde. Der glückliche Käufer eilte nach Hause und entfernte die Siegel. Aber er fand nichts als unbeschriebene Blätter vor. Nur auf dem letzten Blatt stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm, so kannst du aller Ärzte spotten."

* **Zeit ist Geld.** Mr. Joseph Levine kam in den Straßen Newyorks mit den Verkehrsvorschriften in Konflikt. Der Schutzmann schrieb ihn auf, der Richter lud ihn vor. Am Tage der Verhandlung erhielt Richter Coffey nachstehenden Brief: „Sehr geehrter Herr! Ihre Vorladung habe ich erhalten. Aber Sie haben zu tun, und ich auch. Der Schutzmann John Sheir ist im Recht. Zur Begleichung meiner Strafe lege ich fünf Dollar bei. Hochachtungsvoll Joseph Levine." Richter Coffey nahm die fünf Dollar an und schloß die Akten über diesen Fall.

Lustige Rundschau



* **Mutti.** „Müssen wir noch lange auf Mutti warten?" — „Nein, die letzte Verkäuferin nimmt eben den letzten Hut aus dem Fenster."

* **Wahrsagerin.** „Ich sehe in Ihrem Bekanntenkreis, gnädige Frau, einen hübschen Herrn: dunkel . . ." — „Nein, er ist blond!" — „Ausreden lassen — dunkel sein Abendanzug, blond sein Haar."

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.